

Die sterbende Stadt

Im Juli 2012 kam der Krieg nach Aleppo, und die Stadt wurde zum Schlachtfeld. An den arabischen Frühling denkt hier keiner mehr. Szenen einer traumatisierten Stadt.

Im Innenhof eines Hauses, am Rande einer Kleinstadt in der syrischen Provinz Idlib, versammelt sich im Sommer 2012 eine Gruppe von Männern in Tarnanzügen. Sturmgewehre baumeln ihnen von der Schulter und Handgranaten am Gürtel. In Inventurlisten tragen sie penibel ein, was sich in den Säcken vor ihnen stapelt: brandneue Scharfschützengewehre, Unmengen Munition, Panzerfäuste, belgische Sturmgewehre und Dutzende Nachtsichtgeräte, noch in Plastikfolien verschweißt. Die Männer erzählen nicht, wie all das beschafft wurde. Vielleicht haben Rebellen die Waffen im Libanon oder in der Türkei gekauft, mit Geld aus Katar und Saudi-Arabien.

Als der Kommandeur eines dieser Geräte in die Luft hält, jubeln seine Männer und beginnen zu tanzen. »Allahu Akbar! Allahu Akbar!«, rufen sie, Gott ist groß, und recken dabei ihre Kalaschnikows über ihre Köpfe. Dann packen sie alles wieder in die Jutesäcke, verschnüren sie und verfrachten die Waffen in Kofferräume von Privatwagen, Taxis und Kleinbussen. Die Tarnanzüge tauschen sie gegen Zivilkleider, schlüpfen in Jeans und Hemden. Etwa dreißig Kämpfer quetschen sich in ein halbes Dutzend Fahrzeuge. Im Schutze der Nacht brechen sie auf, auf Feldwegen und Umwegen umfahren sie die Checkpoints der syrischen Armee. Späher auf Motorrädern fahren voraus, kundschaffen die Gegend aus, kontrollieren, ob die Armee Straßensperren errichtet hat, stehen ständig per Funk in Kontakt mit den Kämpfern, die im Abstand von einigen Kilometern folgen. Das Ziel: die Stadt Aleppo.

Als ich Syriens größte Stadt vor fast zwei Jahren zum ersten Mal besuche, bereiten Oppositionelle und Rebellen in konspirativen Wohnungen das Ende des Regimes vor. Wochenlang haben die Aufständischen den Angriff auf Aleppo geplant. Bis Ende Juli 2012 war die Stadt von Kämpfen weitestgehend verschont geblieben. Nur in manchen Stadtteilen, wie Salaheddine, kommt es täglich zu Massendemonstrationen und Zusammenstößen zwischen Regierungsanhängern und Opposition. Es ist eine seltsame Mischung aus Anwälten, Journalisten, Studenten, Kaufleuten und Rebellen. Die Männer treffen sich hier nachts heimlich. Tagsüber schlafen sie, die Nacht gehört der Revolution. Sie alle werden von der Polizei gesucht, stehen auf Fahndungslisten des Geheimdienstes, können sich nie länger als wenige Stunden an einem Ort aufhalten, meiden ihr Zuhause, um ihre Familie nicht zu gefährden, und wechseln täglich den Schlafplatz. Zur gleichen Zeit sickern Tausende Kämpfer, unemerkt von den Spitzeln und Soldaten des Regimes, in die Stadt ein. In den Außenbezirken Aleppos nehmen Rebelleneinheiten die Waffen in Empfang und verteilen sie auf die Stadtviertel.

Im Zickzack ins Versteck

In Aleppo teilen sich zu dieser Zeit die Anhänger und Gegner des Regimes Straßen und Wohnhäuser. Gerade in der Zweimillionenstadt Aleppo wohnen viele Regimefreunde und reiche



Kaufleute, die vom Regierungsapparat profitieren und ihn noch immer unterstützen. Im Zickzack fahren mich die Rebellen von Versteck zu Versteck, umkurven Checkpoints, nehmen kilometerlange Umwege in Kauf, wechseln mehrfach die Autos. Auf der Dachterrasse eines unscheinbaren Mietshauses, an einer Ausfallstraße in Salaheddine, treffen sich an einem Abend Mitte Juli ein Dutzend Aktivisten mit Kämpfern der Freien Syrischen Armee (FSA). »Wir werden Aleppo bald befreien«, sagt Abu Hamid, ein 36-jähriger Anwalt mit Stirnglatze und rotblondem Kraushaar, in dessen Hosenbund eine Pistole steckt. Wie alle hier hat auch er Freunde verloren, die an der Folter in Gefängnissen gestorben sind oder weil Polizisten und Schabiha-Milizen, die bewaffneten Gruppen von Assads Familienclan, auf Demonstranten schossen. Mobiltelefone wandern von Hand zu Hand, darin die Bilder der Getöteten. Abu Kassim, ein 19-jähriger FSA-Kämpfer, zeigt Videos, die er auf seinem Telefon gespeichert hat. Auf einem schneiden Rebellen zwei jungen Männern bei lebendigem Leib die Köpfe ab und legen sie wie Trophäen bei einer Großwildjagd auf die Körper der Toten. Die Opfer sollen der Schabiha angehört und mehrere Menschen getötet haben. Der Richter der Männer ist gleichzeitig ihr Henker. Ein anderes Video zeigt die entstellten Leichen von fünfundzwanzig Männern. Auch sie sollen der Schabiha-Miliz angehört haben. »Wir haben

sie getötet. Ich war dabei. Sie haben den Tod verdient«, sagt Abu Kassim und zündet sich eine Zigarette an. »Aber wir sollten ihnen nicht die Köpfe abschneiden. Das macht nur Al Kaida, und mit diesen Leuten wollen wir nichts zu tun haben.« Ein Kämpfer, der neben Abu Kassim sitzt, schüttelt den Kopf. »Patronen kosten Geld, das wir nicht haben. Köpfen ist billig. Solange uns niemand hilft, sind alle Methoden gerechtfertigt.«

Stundenlang diskutiert die Gruppe darüber, wie man weitere Waffen in die Stadt schafft, unbemerkt Kämpfer einschleust, und welche Viertel zuerst befreit werden sollen. Man streitet darüber, ob Assad den Tod verdient oder ob er vor Gericht gestellt gehört, was mit den Anhängern des Regimes geschehen soll. Die einen sind dafür, kurzen Prozess zu machen. Die anderen sagen, dass man so keinen neuen Staat aufbauen kann. »Wir müssen den Hass eindämmen. Wir haben immer friedlich mit Christen und Aleviten zusammengelebt. Sie gehören zu Syrien wie wir. Diejenigen, die Verbrechen begangen haben, stellen wir vor Gericht, sie erhalten ihre Strafe. Inshallah«, sagt Abu Tarb, ein weiterer Anwalt in der Gruppe.

Kurz nach Mitternacht fallen Schüsse. Die FSA-Leute postieren sich mit ihren Kalaschnikows an der Balustrade der Dachterrasse. Der Besitzer der Wohnung bringt seine fünf Kinder und seine Frau bei Nachbarn in Sicherheit. Abu Hamid ent-

Fotografie Carsten Stormer



Die Großstadt, die zum Weltkulturerbe zählt, ist seit Oktober und November letzten Jahres das Epizentrum von Kampf und Zerstörung, gleichermaßen belagert von Rebellen und Regierungssoldaten. Wo Scharfschützen den Tagesrhythmus dirigieren und so viele Menschen sterben, dass ihre genaue Zahl nicht mehr erfassbar ist.

sichert seine Pistole und stellt sich neben die Eingangstüre, für den Fall, dass die Armee oder die Polizei die Wohnung stürmt. Erst in den frühen Morgenstunden schlafen die Männer erschöpft ein.

Die Revolution kam erst spät

Lange war es ruhig in diesem Teil Syriens, nur zwanzig Kilometer von der türkischen Grenze entfernt. Die Nachrichten aus den Rebellenhochburgen Homs, Hama, Damaskus und Daraa kamen hier nur als Schauergeschichten an. Die Revolution erreichte Aleppo erst spät. Im Windschatten der Schreckensmeldungen aus anderen Teilen des Landes konnten sich immer mehr Orte des Nordens befreien, in denen der Aufstand gegen das Regime mit Demonstrationen begann. Erst waren es nur ein paar Dutzend, die sich auf die Straßen trauten, dann Hunderte, zum Schluss waren es Tausende, die mehr Freiheit und Reformen verlangten. Nach und nach verjagten die Menschen die Handlanger der Machthaber; die Bürgermeister, die Polizisten und die Schabiha, die Spitzel und Henker des Regimes. Dann war der Weg nach Aleppo frei. Die Stadt, von der viele glaubten, dass das Regime zusammenbricht, wenn sie fällt.

Ende Oktober 2012 besuche ich Aleppo zum zweiten Mal. Der Krieg hat sich da längst festgebissen wie ein Pitbull. In den verwinkelten Gassen der historischen Altstadt tobt jetzt ein grausamer Häuserkampf, der die Menschen einschließt in einem Kokon aus verirrt Kugeln, Raketen und Granaten. Gemeinsam mit Zivilisten renne ich über Straßen, an deren Ende Scharfschützen auf jeden schießen, der sich auf die andere Seite wagt. Ich krieche durch in Wände geschlagene Löcher von Haus zu Haus. In vielen Häusern haben sich Rebellen verschanzt und in einem werde ich Zeuge, wie einem Scharfschützen der Rebellen von einem Scharfschützen der Regierung in den Kopf geschossen wird.

Wo bekommt man noch Brot?

Seit die Rebellen den Krieg nach Aleppo getragen haben, hat sich die Stadt in eine Hochburg des Widerstands verwandelt, und die Regierungstruppen belegen die von den Rebellen gehaltenen Viertel mit ununterbrochenem Beschuss aus Artillerie, Panzern, Kampfflugzeugen und Hubschraubern. Seitdem sich Aleppo im Belagerungszustand befindet, ist Brot knapp geworden. Die Rebellen haben eigens zum Backen ausgebildete Einheiten abgestellt, um die Menschen mit Fladenbrot zu versorgen. Doch das reicht nicht, um alle satt zu bekommen. Täglich bilden sich lange Schlangen vor den wenigen noch geöffneten Bäckereien in Aleppo.

Wie jeden Tag laufe ich stundenlang durch die Stadt, besuche Krankenhäuser, Leichenhallen, Ärzte oder werde von wildfremden Menschen auf eine Tasse Tee eingeladen und höre mir ihre Geschichten an. Als ich eines Nachmittags durch das

Schaar-Viertel laufe, donnert ein Kampfflugzeug über den Straßenzug und feuert zwei Raketen auf ein Wohnhaus ab. Die Welt versinkt in Dunkelheit. Dann sickert die Sonne wieder langsam hindurch. Ein fahler Strahl, der sich durch die Wolke aus Staub und Schutt einen Weg sucht. Mauerstücke und Möbel fallen vom Himmel, verkrüppelter Stahl ragt in Fetzen aus Häuserfasaden. Eine schwere Stille hängt über der Straße. Gestalten entsteigen diesem Inferno, wankende und hustende Schatten.

Die Bewohner dieses Straßenzuges werden binnen eines Wimpernschlags aus dem Leben gerissen, mit der Wucht von zwei Raketen, abgefeuert aus einem Kampfflugzeug der syrischen Armee. Diese treffen das oberste Stockwerk eines Miethauses, aus dem fünften Stock tänzeln Flammen. Die Explosion hat Balkone abgerissen, Fensterscheiben zerspringen lassen, Mauern geknackt.

Tod vor dem Fernseher

Als sich der Staub legt und sich das Ausmaß der Zerstörung aus dem Dunst schält, beginnen die Menschen, ihr Leben in den Trümmern zu sortieren. Sie blicken aus Löchern, die herumfliegende Trümmer in die Wände getrieben haben, schütteln Staub aus ihren Haaren. Sie rufen sich gegenseitig zu, ob jemand verletzt oder getötet wurde, schreien um Hilfe, werfen kaputten Hausrat nach unten auf die Straße. Ein einbeiniger Mann hüpf über Schuttberge, lehnt sich an den Kotflügel eines Autos, das unter Mauerresten begraben ist. »Ja, es gab Tote«, sagt ein Mann und zeigt auf eine Wohnung, aus der Rauch aufsteigt.

Ibrahim stand im Flur, als die Rakete das Wohnzimmer traf, in dem seine Eltern vor dem Fernseher saßen. Die Explosion schleuderte ihn gegen die Wand, doch er blieb unverletzt. Er steht im fünften Stock des brennenden Hauses, Rauch quillt durch das Treppenhaus, Freunde und Nachbarn hetzen die Treppe rauf und runter, in den Händen Eimer und Behälter, gefüllt mit Wasser, in dem vergeblichen Versuch, die Flammen zu löschen. Deckenbalken glimmen, Hitze springt ins Gesicht, versengt Haare und Haut. Nebenan im Wohnzimmer sind Ibrahims Vater und Mutter gefangen, der Geruch von verbranntem Fleisch hängt in der Wohnung. Ein junger Mann übergibt sich im Treppenhaus. »War mein Vater ein Terrorist? War meine Mutter eine Terroristin?«, ruft Ibrahim und beginnt zu weinen. »Baschar al-Assad hat meine Eltern getötet! Wofür? Wofür!«

Nach einer Stunde ist das Feuer so weit unter Kontrolle, dass ein paar Männer über die Reste des Balkonsimses in das Wohnzimmer klettern können. Sie ziehen einen verkohlten Körper unter einem Tisch hervor, wickeln ihn in eine Plüschdecke und rufen: »Allahu Akbar, Allahu Akbar!«, Gott ist groß. Rauch quillt vom kokehenden Leichnam unter der Decke hervor. Ibrahim soll den Körper identifizieren, aber der ist so entstellt, dass er nicht sagen kann, ob er zur Mutter, ob er zum Vater gehört. »Bagba? Mama?«, flüstert er fassungslos.



Granaten auf den Friedhof

Selbst die Würde der Toten hat in diesem Krieg keinen Platz. Die verbrannten Leichen von Ibrahims Eltern liegen keine zwei Stunden nach dem Angriff auf der Ladefläche eines weißen Kleinlasters, der hupend durch die Straßen Aleppos rast. Am Märtyrer-Friedhof, am Stadtrand von Aleppo, bereiten Totengräber in Schichtarbeit neue Gräber vor. Es muss schnell gehen, zu oft schon wurden Beerdigungen mit Granaten belegt. In der Ferne fliegen Hubschrauber und Kampfflugzeuge über Aleppo, schwarze Rauchsäulen steigen in den Himmel, als man Ibrahims Eltern in einem namenlosen Grab aus Baustoffziegeln ablegt. Ein Verwandter spricht ein kurzes Gebet. »Ich habe die Hoffnung aufgegeben, dass uns jemand zu Hilfe kommt. Amerika, Europa, die Türkei, die Arabische Liga, die sehen alle zu und tun nichts«, sagt Ibrahim, als er sich von seinen Eltern verabschiedet hat. Dann fährt er zurück nach Aleppo.

Die Opfer dieses Krieges werden in ein ausgebombtes Krankenhaus an der Front gebracht. Hier hetzt Doktor Osman zwischen Leben und Tod hin und her. Er ist einer von sechs Ärzten, die nicht geflohen sind, obwohl zweihundert Meter entfernt die Panzer von Präsident Baschar al-Assad stehen. Die Opfer kommen im Minutentakt herein, transportiert auf Rückbänken,

Wer seinen Unterschlupf verlassen muss, begibt sich sofort in Lebensgefahr.

Ladeflächen und in Kofferräumen von Autos. Helfer bringen verwundete Zivilisten und Rebellen in den Warteraum, schleppen Tote, die eine breite Blutspur auf den Fliesen hinterlassen. In einer Ecke im Erdgeschoss operiert ein Arzt einem Mädchen Schrapnellsplitter aus der Hüfte, die Kleine kreischt vor Schmerzen. Daneben steht ihr Vater, hält ihre Hand in seiner, den Blick an den Deckenventilator geheftet, damit die Tochter seine Tränen nicht sieht. Ein Pfleger massiert das Herz einer alten Frau, die man unter den Trümmern ihrer Wohnung hervorgezogen hat. Ein kleiner Junge steht schockstarr in einer Blutlache und ruft nach seinem Vater, der bewusstlos auf einer Sonnenliege liegt, weil es nicht genügend Betten und Bahren gibt. Vor dem Eingang des Krankenhauses liegen die Toten mit zusammengebundenen Händen und Füßen unter weißen Laken.

Wie viel kann die Seele ertragen?

Inmitten des Chaos eilt Doktor Osman von Körper zu Körper, um seinen Hals baumelt ein Stethoskop, der Kittel ist blutverschmiert. Er geht zu einem Mann in Uniform, der auf einer Bahre liegt, unter der sich Blut am Boden zu einer großen Pfütze sammelt. Es ist ein Regierungssoldat. Aus einer Schusswunde am Oberschenkel sickert schwarzes Blut. Doktor Osman zieht



Nach muslimischen Glauben müssen die Toten innerhalb von 24 Stunden beerdigt worden sein. Dafür nehmen die Angehörigen in Kauf, selbst zu sterben – auch Friedhöfe werden unter Granaten gesetzt.

eine Spritze mit Adrenalin auf, legt Kanülen, ein anderer pult die Kugel aus der Einschusswunde. Dann eilt er zum nächsten Patienten, einer Frau. Ein Schrapnell hat ihr einen Teil des Hinterkopfes weggerissen. Sie ist tot. Doktor Osman schließt ihr die Augen, dann tragen Pfleger die Tote auf die Straße, bis sie von Verwandten abgeholt wird. Er sei erstaunt, sagt er, »wie viel die menschliche Seele ertragen kann«, und dass er sie täglich neu kalibrieren müsse, um nicht aufzugeben. Damals, vor drei Monaten, als die ersten Bomben die Opfer in die Intensivstation spülten, zitterten seine Hände so stark, dass er das Skalpell nicht halten konnte. Seitdem erklimmt er jeden Tag den Gipfel des Erträglichen, und in den wenigen Ruhepausen versucht er, die Bilder zu vertreiben, die sich in seinem Kopf eingenistet haben und die ihn nachts nicht schlafen lassen. Das dumpfe Krachen der Panzergranaten ist zum Soundtrack seines Lebens geworden.

Sechsmal ist das Krankenhaus direktes Ziel von Luftangriffen gewesen, mehr als zwanzigmal schlugen Granaten in unmittelbarer Nähe ein. Die obersten Stockwerke sind zerstört, niemand wagt sich mehr dorthin, die Patientenzimmer sind leer, die Babystation mit den Brutkästen: zerstört. Die Einrichtung und Gerätschaften: zertrümmert. Die syrische Regierung sieht auch Krankenhäuser als legitimes Ziel ihrer Luftangriffe.

Achtzig Prozent der Opfer sind Zivilisten

Doktor Osman ist ein schmaler Mann, der in einem grünen Arztkittel steckt, das Neonlicht der Deckenbeleuchtung zeichnet dunkle Ringe unter seine müden Augen. Seine Haut wirkt fahl wie Milch. Er ist einer von sechs Ärzten, die nicht geflohen sind; immer müde und überarbeitet, immer in Angst. Seit Tagen hat er kaum geschlafen. Nur ein paar Stunden im Keller der Klinik, neben sterbenden, schreienden und stöhnenden Patienten. »Wir haben hier täglich bis zu hundertfünfzig Patienten. Etwa achtzig Prozent sind Zivilisten. Der Rest FSA-Kämpfer oder Regierungssoldaten.« Erschöpft lehnt er sich gegen eine Wand, das Sprechen bereitet ihm Mühe, die Augen flackern vor Müdigkeit. Es dauert lange, bis er das Grauen in Worte fasst. »Die meisten Verwundeten benötigen Amputationen. Wir brauchen mehr Personal«, sagt er und reibt sich die Augen. »Gestern hatten wir viele tote Kinder«, weil ein Kampfflugzeug eine Bäckerei in einem Vorort von Aleppo angegriffen hat, vor der Hunderte Menschen für Brot anstanden. »Ich bin ausgelaugt vom Krieg. So viel Leid, so viele Tote. Wir werden beschossen, bombardiert und getötet, aber wir werden durchhalten bis zum Ende, bis Baschar al-Assad vertrieben ist.« Er zuckt mit den Schultern, als draußen auf der Straße Maschinengewehre knattern. Rebellen versuchen einen Hubschrauber abzuschießen, der über dem Krankenhaus kreist. Kurz darauf schlagen Granaten ein, die nächste Welle von Verwundeten schwappt in Doktor Osmans improvisierte Operationssäle.

Treibgut des Krieges

Bei meinem aktuellen Besuch im Februar 2013 ist Aleppo längst eine Frontstadt geworden; an den arabischen Frühling denkt hier niemand mehr. Seit Wochen ist Aleppo von der Strom- und Wasserversorgung abgeschnitten. Hungerige Menschen ziehen bettelnd durch die Straßen, wühlen im Müll nach etwas Essbarem. Menschliches Treibgut des Krieges, das niemand haben möchte, angeschwemmt aus den umkämpften Vierteln Aleppos und anderen Teilen Syriens; aus Azaz, Marea, Idlib, Atarib. Die Temperaturen fallen auf null Grad, und in den Häusern frieren diejenigen, die nicht wissen, wohin sie fliehen sollen. Um der Kälte zu trotzen, verbrennen sie Müll in ihren Wohnungen oder fällen die Bäume der Stadt. Das Krankenhaus, in dem Doktor Osman die Opfer versorgte, ist inzwischen zerstört, er praktiziert jetzt in einem anderen Notbehelf.

Am Tag als die Rebellen der FSA Luftwaffenstützpunkte und Aleppos internationalen Flughafen angreifen und die Soldaten der Regierung immer weiter zurückdrängen, schlägt das Regime mit Kampfhubschraubern und Flugzeugen zurück. Wie wütende Insekten kreisen sie am Himmel, schießen wild auf Stellungen der Rebellen und treffen meist doch nur Wohngebiete und töten Zivilisten. Am Morgen explodiert eine Granate in einem Straßenzug und tötet neun spielende Kinder. Nachmittags schlägt eine Rakete neben einem Kebab-Stand im Viertel Tarik al-Bab ein. Nachts rollt das Donnern der Panzergranaten über die Stadt, ununterbrochen.

Entmenshtes Niemandsland

Das Viertel Karm el-Jabal, unweit der historischen Altstadt, wird seit Monaten verbissen von halbwüchsigen Rebellen gehalten, oft mit nicht mehr als ein paar Patronen in den Magazinen ihrer Kalaschnikows. »Wir können nicht mehr angreifen, weil wir kaum noch Munition haben«, sagt Ahmed, ein 22-jähriger Scharfschütze, der sich in einem Zimmer im fünften Stock einer Ruine verschanzt hat und durch ein Loch in der Wand auf Stellungen der Regierung schießt, keine dreißig Meter von seinem Versteck entfernt. »Wir müssen Munition sparen, falls uns die Regierung angreift.« Karm el-Jabal ist nach sechs Monaten Häuserkampf eine Ruinenlandschaft, in der die Scharfschützen auf beiden Seiten den Tagesrhythmus bestimmen. Einstürzte Stockwerke, Schuttberge, ausgebrannte Geschäfte, entmenshtes Niemandsland. Ständig explodieren Granaten, und in den ausgebombten Straßenzügen rosten Panzerwracks und liegen Tote, die niemand bergen kann, und noch immer desertieren ständig Regierungssoldaten und schließen sich der Freien Syrischen Armee an. Als ein junger Mann in Uniform über eine Straße läuft, durchschlägt eine Kugel seine Wade. Er krümmt sich am Boden, ein Rebell zieht ihn aus der Schusslinie. »Hätte er mich doch nur im Kopf getroffen«, ruft der Mann im Schock. »Dann wäre alles vorbei.«



Die Welt schaut beim Töten zu

Alltag in Aleppo, während Syrien längst Spielball im großen Kräftemessen verschiedener Interessen geworden ist: Russland, China, Iran und die libanesische Hisbollah auf der einen Seite, Europa, die USA, Katar, die Türkei und Saudi-Arabien auf der anderen. »Die arabischen Brüder haben uns verraten, dem Westen sind wir egal und die Welt hat uns vergessen«, sagt Doktor Abdul, ein erschöpfter junger Kinderarzt mit müden Augen und buschigem roten Bart. Er steht im Erdgeschoss einer kleinen Einkaufspassage, die jetzt als notdürftiges Krankenhaus herhält. Neben ihm liegt ein toter Mann mit offenem Schädel und abgerissenen Unterschenkeln auf einer Trage. Doktor Abdul steht in einer Blutlache, seine Jeans sind mit Blut befleckt. »Warum hilft uns niemand«, fragt er verzweifelt, beschimpft das Regime, klagt Europa und Amerika an. »Indem die Welt zusieht, hilft sie dem Regime, uns zu töten!« Dann schimpft er auf die Dschihadisten und Islamisten, die immer mehr an Einfluss gewinnen, weil sie die Lücke, die andere offen lassen, mit Waffen und Kämpfern füllen. »Das sind Verrückte, die die Revolution und den Islam verraten. Wir teilen deren Auffassung des Islam nicht, aber wir können es uns nicht leisten, wählerisch sein. Wir müssen die akzeptieren, die uns helfen wollen, weil es sonst niemand tut«, sagt

er und fügt hinzu, dass das syrische Volk nicht die Diktatur Assads gegen eine islamistische austauschen möchte. Zur gleichen Zeit explodiert eine Granate im Viertel Hanano. Kurze Zeit später werden noch mehr Menschen mit abgetrennten Gliedmaßen und klaffenden Wunden in die Einkaufspassage gebracht.

Carsten Stormer studierte Journalismus in Bremen und Chennai (Indien). Er berichtet seit Jahren für die wichtigsten internationalen Magazine aus den Krisengebieten der Welt. Er lebt in Manila.